

Giosuè
Calaciura
Ich, der Sohn

Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Krieg

Eins

Geboren wurde ich in Bethlehem, vor dreißig Jahren. Als ich klein war, erzählte mir meine Mutter von der legendären Nacht meiner Geburt: So erleichterte sie mir die langen Ritte auf dem Rücken der Eselin, wenn es in der Weite der Wüste keine anderen Wunderdinge gab, weder Tiere noch Felsen oder Steine, ja nicht einmal Wolken, Phantasiegebilde mit menschlichen Gesichtern, die meine Neugier hätten wecken können. Gesichter mir völlig unbekannter Verwandter, die meine Mutter in jener dünnen Einöde heraufbeschwor, um mir das Exil, unser Schicksal, vertrauter zu machen.

Sesshaft zu sein, war uns nicht gegeben. Wir zogen umher, zumindest bis ich fünf war, verfolgt von den Menschen, von der Natur, von echten und auch von eingebildeten Gefahren. Meine Mutter erzählte mir von jenem ersten Sonnenaufgang meines Lebens, weil sie die Schwermut lindern wollte, die mich bei jedem Sonnenuntergang mit heftigem Weinen überkam. Sank der Abend herab, wünschte ich den Morgen herbei. Und wenn die Tränen liefen, hob meine Mutter mit dem Erzählen an. Zum Trost erzählte sie mir dann meine eigene Geschichte.

Ich muss knapp zwei Jahre alt gewesen sein. Es ist meine älteste Erinnerung, jenes erste Mal, da sie versuchte, meine Angst vor der Dunkelheit mit der Geschichte vom Zauber mei-

ner Geburt zu besänftigen. Sie flüsterte ihre Worte in einer schrecklichen ägyptischen Nacht, einer Heimsuchung aus Wind und Regen, die schier kein Ende nehmen wollte. Der Dämon der Furcht war erschienen, und er rührte finster, stieß Donnerdrohungen aus, bleckte seine blitzenden Zähne. Ich griff nach Mutters Kleid, umklammerte den Stoff mit den Fäusten. Bei jedem Donnerschlag vergrub ich das Gesicht in ihrer duftenden Armhöhle. Und je undurchdringlicher die Dunkelheit wurde, desto mehr reicherte Mutter die Nacht meiner Geburt mit Sternen, Kometen und Prophezeiungen an. Wer weiß, was sie noch ersann in jener Finsternis, welchen Pakt sie mit Gott schloss, um mein Weinen zu beenden, welches Versprechen und welches Opfer, welchen Plan meine blutjunge Mutter für mich bereithielt. Noch wenige Tage vor meiner Geburt hatte sie selbst mit Puppen gespielt, die mein Vater geschnitzt hatte, um sie von den Beschwerlichkeiten der Reise und von den Wehen abzulenken. Versprach sie auch den Puppen, was man unmöglich versprechen kann? Erzählte sie auch ihnen von überirdischen Reichen, einer Verwandtschaft mit himmlischen Herrschern, von Allmacht als Spiel? Sogar den holzäugigen Puppen wurde es eisig kalt. Meiner Mutter – damals spielte sie das Muttersein noch – kam es vor, als zitterten sie, und so wärmte sie die Puppen in ihrem Umhang. In Wirklichkeit empfanden auch sie, die eigentlich zur Pflanzenwelt gehörten, diese Last als unerträglich, bis tief in die Fasern des Holzes hinein, aus dem mein Vater sie zurechtgeschnitzt hatte.

War meine Klage – und die stumme der Puppen – durch den Klang ihrer Worte allein nicht mehr einzudämmen, dann sang meine Mutter ein zärtliches Lied von Tierjungen, wie sie in jedem Bau, mag es auch donnern und regnen, im tröstlichen Pelz oder Federkleid und umhüllt von mütterlicher Geborgenheit in den Schlaf sinken.

Die alte Angst hat mich nie verlassen. Noch heute, als Erwachsener, überkommt mich nachts im Dunkeln derselbe Schrecken wie als Kind. Aber ich bin nicht mehr der kleine Jesus, ich kann keinen Trost finden, indem ich das Gesicht in der Armhöhle meiner Mutter vergrabe. Sie ist erwachsen, fast schon alt geworden. Auch ihr Geruch ist gealtert, manchmal wirft sie Zeitabschnitte und Daten durcheinander, weiß nicht mehr, ob wir damals aufbrachen oder zurückkehrten, um welchen Grad der Verwandtschaft es sich handelt, wann ich dies oder jenes getan habe, oder was ich hätte tun sollen. Sie schweigt sich aus über das, was ich nicht getan habe. Zwischen meiner Mutter und mir schwebt unausgesprochen die einzige, nicht einlösbare Wahrheit: Nur mein Vater könnte das Wunder bewirken, uns die Erinnerung zurückzubringen. Doch mein Vater ist nicht mehr da, er ist vor vielen Jahren gegangen.

Ohne Spuren im Gedächtnis, ohne Beweise, zur Beruhigung, zum Trost, um zu begreifen, erzähle ich mir meine Geburt mit den Worten meiner Mutter, liebevolle, aber resolute Worte, dazu gedacht, das Tosen des Sturms zu bezwingen. Und vielleicht habe ich mit jedem Sturm persönliche Details hinzugefügt, als könnte auch ich mich an das Wunder jener Nacht erinnern, als hätte ich eine vollkommen eigenständige Sicht darauf, unabhängig, frei vom Blick und der Erinnerung der Erwachsenen, die mich umgaben: Da waren mein Vater, meine Mutter, die Hirten, die uns Decken, Käse und Milch brachten, Sklavinnen und Sklaven, sogar Prostituierte, und außerdem Tiere an der Kandare neben freilaufendem Weidevieh. Später gesellten sich andere hinzu, selbst Könige waren – so erzählte meine Mutter – in jener Nacht im tiefsten Winter irgendeiner Kunde von der Wiedergeburt uralter Götter, einer Prophezeiung und Hoffnung gefolgt. Und wenn all diese Menschen sich meiner wegen in den Hügeln von Bethlehem versammelt hatten, in

freudiger Erwartung, warum also hätte meine Mutter mich nicht mit derselben Zuversicht willkommen heißen sollen?

Sie erzählte mir, dass ich einen vorzeitigen Frühling mit Knospen und Mandelblüte gebracht hätte. Und ich weiß nicht mehr, ob ich es war, der damals das Wunder eines Kometen am nächtlichen Himmel erblickte, oder die anderen. Alles verschwimmt, wie in einem Schwindelanfall. Doch ich kann mir nur von dieser einen Geburt erzählen. In der einzigen Version, die ich kenne, der meiner Mutter. Ich habe begriffen, dass jede Mutter, nicht nur die von Jesus, ihrem Kind seine Geburt als etwas Märchenhaftes ausmalt, als das einzige Wunder, von dem wir Gewissheit haben, damit es nicht allzu bitter ist, bei Nacht und wütendem Sturm auf der Welt zu sein. Und indem ich nun selbst von meiner Epiphanie erzähle, zeichne ich Schritt für Schritt den Weg nach, der mich bis zu diesem Vorspiel eines abermaligen – unerträglichen – Tagesanbruchs geführt hat: Dreißig Jahre bin ich alt und verabscheue den Verrat, den ich erleiden musste, ekle mich, weil es keine Gerechtigkeit gibt, weder unter den Menschen noch in der Natur. Viel kann ich nicht, außer das Holz nach meinem Willen formen, was ich teils von meinem Vater gelernt habe; wenn man so will, habe ich seine spärlichen Werkzeuge geerbt, manche davon verrostet: Durch die langjährige Arbeit ist ein Abdruck seiner Hände, die größer und zupackender waren als meine zögerlichen Finger, auf den Griffen zurückgeblieben. Und ich kann auf Grundlage der heiligen Schriften und der Gebete diskutieren und Geschichten erzählen. Die meisten meiner Nachmittage habe ich neben meiner Mutter am Küchentisch verbracht. Zuerst unterband sie meine Spiele, dann brachte sie mir, mit dem Finger auf die Schriftzeichen deutend, das Lesen bei. So lernte ich und spürte dabei den Schmerz der Zeit, die im flammenden Rot des Sonnenuntergangs dahinschwand.

Mein Vater sprach nie von meiner Geburt. Er lauschte der Geschichte meiner Mutter, während er sich damit abmühte, uns die Strapazen zu erleichtern, Schaffelle über uns zu breiten, die Glut wieder anzufachen. Er kam und ging, im selben Takt, in dem das Öl in der Lampe weniger wurde. »Wohin geht Vater?«, fragte ich. Und meine Mutter schwindelte mich an, den Blick unverwandt auf die kleine Flamme gerichtet: »Holz sammeln.«

Schweigend versank ich erneut in ihrem Duft, ich fragte mich, wie mein Vater im Dunkeln eine Auswahl treffen, Wurzeln ausreißen und Holz hacken sollte, während Wind und Regen seinen Blick trübten und Gottes eisige Stimme aus Wut auf alles und jeden mit Blitz und Donner wetterte. In Wirklichkeit brach mein Vater zu einer weiteren Kontrollrunde auf, um über uns zu wachen, mit seiner Sorge ein sicherndes Netz um unser Haus zu spannen, auf dass die Bedrohung nur noch aus der Natur käme.

Soldaten hatten nach uns gesucht. Sie waren aus dem Norden gekommen und nicht davor zurückgeschreckt, die Grenzen des Pharaos zu überschreiten. Doch sie fanden uns nicht. Mein Vater, Josef, war mit der Zeit ein Meister darin geworden, jede Spur unserer Reise und unseres Aufenthalts zu verwischen. Wenn wieder der Moment des Aufbruchs gekommen war, weil Soldaten in der Nähe gesichtet worden waren, sah er in meinem Schlaflager und auch in der Umgebung nach, auf der Tenne, wo ich spielte, in der Nähe des Feuers, wo ich abends, der Geschichte meiner Geburt lauschend, in den Armen meiner Mutter einschlief, sogar beim Brunnen, wo ich gern dem Geräusch der Steine zuhörte, wenn sie nach dem Wurf mit Verzögerung aufs Wasser trafen. Er suchte das Spielzeug, das ich mit der Zeit immer verlor. Er selbst hatte es aus Holzscheiten und Wurzeln geschnitzt, hatte Löwen und Ka-

mele, aber auch ägyptische Katzen, Schafe und Wölfe gefertigt, damit ich mich nicht so allein fühlte. Am Vorabend unseres Aufbruchs sammelte er die Tiere eins nach dem anderen ein, verstreut wie sie waren, zurückgelassen, weil meine Mutter mich zum Abendessen gerufen hatte, oder zum Gebet in der Sprache unserer Vorfahren, deren Betonung und Melodie ich nicht verlernen sollte. Oder aber sie waren mir aus der Hand gefallen, weil anderes mich abgelenkt hatte, tief fliegende Kraniche über den Sümpfen auf ihrem Weg zum Fluss, Störche, die jenseits der Grenze aus Röhricht zum Meer hin entschwanden. »Deine Tiere darfst du nie vergessen«, schalt er mich und gab sie mir zurück. Da saß ich schon auf der Eselin, bereit zu einem neuerlichen Ortswechsel, einer weiteren Flucht. Er hatte mir einen Beutel genäht, damit ich sie alle beisammenhalten konnte, sie unterwegs nicht verlor. Später habe ich verstanden, dass nichts von der Durchreise eines Kindes zeugen sollte.

Ich bat meine Mutter und meinen Vater um Geschwister, stammelte diesen Wunsch in der Sprache unserer Gastgeber, denn ich verbrachte die Tage barfuß in Gesellschaft der Kinder vom Fluss, und ich lernte schnell von ihnen, vor allem ihre Flüche, die meine Eltern nicht verstanden. Wenn wir zum Abendessen gerufen wurden, kehrten die anderen Hand in Hand in ihre Behausungen zurück: Gewiss spielten sie dort weiter und führten, in der Komplizenschaft des geschwisterlichen Bettes, den Bogen der unterbrochenen Geschichten und Späße zu Ende. Und nun, da die Dunkelheit mir wieder die Kehle zuschnürte und die Tränen hervortrieb, brachte ich meinen Wunsch nach einem Brüderchen, nach einer Schwester vor. Das Thema war nicht willkommen. Meine Mutter tat so, als verstehe sie nicht; geschickt versuchte sie, mich zu drängelnderen Wünschen hinzulenken, und verschwand schließlich,

um Wasser für mich zu holen. Ich hörte, wie sie langsamen Schrittes ausgedehnte Gänge durch unsere Behausung unternahm, in der Hoffnung, diese Anwandlungen würden mir bald vergehen, der Schlaf mich überkommen. Um Zeit zu schinden, fragte sie meinen Vater, ob auch er etwas Wasser wolle, und Josef, der nicht sehr gut darin war, ihre versteckten Rufe nach Hilfe, nach Unterstützung zu erkennen, antwortete: »Nein danke, ich habe schon getrunken.« Verärgert musste meine Mutter dann zu mir zurückkehren, und ich wiederholte aufs Neue beharrlich meinen Wunsch: »Ich will einen Bruder.«

Die ersten Male antwortete sie mit der unbedarften Zärtlichkeit einer unerfahrenen jungen Mutter: »Was willst du denn mit einem Bruder. Du hast doch Mama und Papa ganz für dich.« Meine Mutter war siebzehn. Als ich aber nicht nachgab und mich versteifte, vielleicht weil mich die Angst vor der Nacht und die jeglichen Widerstand schwächende Müdigkeit gleichzeitig überkamen, zwang sie meinen Vater zur Mithilfe: Nun war er an der Reihe, sich um seinen Sohn zu kümmern. Und mein Vater, eingeschüchtert von den bösen Blicken seiner Frau und um eine Ausrede verlegen, kam heran, um mich in seiner grobschlächtigen Holzarbeitermanier zu beruhigen. Er versuchte, mich zu wiegen, wie er es direkt nach meiner Geburt getan hatte, damals, als ich noch ohne Gedächtnis und Bewusstsein gewesen war. Ich nahm seinen Geruch wahr, den ich noch nicht entschlüsseln konnte – dies war nicht der Geruch, der mich jede Nacht in den Schlaf gelullt hatte –, und ich beharrte auf meinem Wunsch nach einem Bruder, wiederholte ihn ohne Unterlass, als Ersatz für die Stimme meiner Mutter, wie ein Wiegenlied, einen notdürftigen Trost. Wie er mich so an sich drückte, wusste mein Vater sich nicht anders zu helfen und flüsterte mir zu: »Hör auf damit, willst du die Mama zum Weinen bringen?« Im angsterfüllten Halbschlaf vernahm

ich darin eine Drohung, weshalb ich mich unter Tränen mit den nachmittags aufgeschnappten Flüchen der Ägypter revanchierte: »Mögen deine Füße im Schlamm versinken.« Dann zog es mich in einen schläfrigen Strudel, den eine einzige Frage beherrschte: »Warum?« Warum sollte mein hartnäckiges Bitten Mutter zum Weinen bringen? Warum konnte sie nicht auch die Mutter weiterer Söhne, meiner Brüder, sein?

In Ägypten war eine der Frauen vom Fluss, mit deren Kindern ich während unserer langen Nachmittage im Röhricht herumsprang, hochschwanger gewesen, hatte einen kugelrunden Bauch, als ich sie kennenlernte; doch sie verlor ihr Kind, brachte es tot auf die Welt. Ich hörte, wie meine Eltern am Feuer darüber sprachen, und war verstört.

Es war also möglich, nicht geboren zu werden. Bis zu jener Nacht zu gelangen, mit der jede Mutter ihr Kind bei Sturm tröstet, und augenblicks zurückzufallen zum Anfang. Dann hätten die Leute das Wunder und den Zauber, die für die Schilderung von der Nacht der Geburt nötig waren, diesen ganzen Zirkus, den Jahrmarkt der als Mysterium ausstaffierten Lüge, wieder einpacken müssen; und man hätte all jene, die mit ihren Gaben herbeigeeilt waren, wieder nach Hause, in die Kälte der Schafställe, die Einsamkeit der Hütten zurückgeschickt, sie verabschiedet, die Lampe gelöscht, den Kometen zurückgescheucht, die Türe geschlossen. In jenen Tagen der Trauer hatte ich mitbekommen, wie meine Eltern das Vorgefallene den Nachbarn gegenüber in wenigen Sätzen kommentierten und ihr Beileid bekundeten. Ein Satz wiederholte sich und fiel auch zum Abschied noch einmal: »Kinder sind der Reichtum des Lebens.« Warum also wollten meine Eltern in der Armut des Exils auf zusätzliche Reichtümer verzichten?

Um mich von meinem Wunsch nach einer größeren Familie abzulenken, schnitzte mein Vater neue Vögel, und auf die

Federn, die er unter Nestern sammelte, nähte er kleine Muscheln aus dem Fluss. Er band die Federn zu Fächern zusammen, verwandelte sie in Pfauenschwänze. Die breitete er dicht vor meinem Gesicht aus und verriet mir dabei, dass die Vögel im Garten des Pharaos der Menschensprache mächtig seien und die gelangweilten Honoratioren mit Geschichten unterhielten. In meinen Spielen ahmte ich, bekleidet mit nichts als einem Lendentuch, die Laute der jeweiligen Tiere nach und erzählte auf diese Weise, in der Sprache der mir vertrauten Fauna, die Geschichten der Geschwister, die mir verwehrt blieben.

Mein Vater. Als wir nach Galiläa, genauer gesagt nach Nazareth kamen, weil in Judäa nun der Sohn des kinderhassenden Königs herrschte, wollte er mich sofort in seiner Nähe haben, unter dem Schutzdach hinter dem Haus, wo er der Tischlerei nachging und es eine große Werkbank gab. »Heute hilfst du mir«, sagte er. Ich sollte ihm sein Arbeitszeug bringen, den Wasserkrug, wenn er Durst hatte, und die Bretter halten, während er sie zurechtsägte. Schon damals verstand ich, dass er alles hätte allein erledigen können, ohne die Hilfe meiner Kinderhände. Und doch wollte er mich bei sich, in Sichtweite haben, um auch seine Besorgnis unter Kontrolle zu halten. Wenn jemand an die Tür kam, ein Passant, ein Nachbar, ein Kunde, war ich voller Neugier, wollte sofort losrennen und nachsehen. Mein Vater hielt mich mit der Hand zurück und bedeutete mir, still zu sein. Er sah als Erster nach. Mich verstörte seine Beunruhigung, sie war so befremdlich, so übertrieben. Während ich ihm unter der Überdachung half, sah ich meine Altersgenossen frei und ohne Aufsicht herumtollen. Meine Mutter erklärte mir, dass seine Sorge gleich nach meiner Geburt erwacht sei. Soldaten hätten nach Kindern gesucht. Und vielen von ihnen, sagte sie, habe man Leid angetan. Mein Vater war damals erschüttert. Er hatte beschlossen, dass wir auf der Stel-

le fortmussten. Dies war der Anfang unserer Flucht und seiner Furcht. Und ich sah, dass sein Blick weiterhin ängstlich und besorgt war, wenn meine Mutter mich, die Sonne neigte sich gen Abend, zum Studium der heiligen Schriften anhielt. Mein Vater blieb draußen und sah uns aus einiger Entfernung zu, während er sich den Holzstaub abwusch, die Arme in einen Zuber tauchte, Hals und Achseln erfrischte. Er betrachtete unsere Vertrautheit, geschaffen aus Wörtern, die wir der Tora entnahmen. Auch vor diesen Wörtern fürchtete er sich.

Bei der Arbeit war mein Vater glücklich. Seine Augen leuchteten, aus seinem Blick sprachen Einsicht und Geduld. Er war ohne Furcht. Er setzte mich auf die Kante der großen Werkbank, damit ich seinen Händen folgen konnte. Sie fuhren übers Holz, prüften, wie nachgiebig es war und wozu es sich eignete, entdeckten Astlöcher, die aussahen wie aufgerissene Augen: Die Natur starrte verblüfft auf die Welt, das Wunder geschäftiger Menschenhände. In den starrenden Blick der Astlöcher durfte nicht geschnitten werden, weil es jegliche Bearbeitung erschwert hätte, das Holz an diesen harten Stellen in Wahrheit am brüchigsten war. So lehrte es mich mein Vater. Von den wenigen Jahren, die er mit uns verbracht hat, meiner Kindheit, sind mir die Worte des Tischlers geblieben, präzise und schlicht waren sie, wie seine Gesten. Wenn ein Brett gesägt war, prüfte er seine Oberfläche zunächst mit scharfem Blick, dann fuhr er noch einmal mit den Fingern darüber, um einen Höcker, verursacht von der Unschärfe des Sägeblatts, den Makel in einer Maserung, den uralten Stachel einer zerstreuten Schöpfung aufzuspüren. Meinem Vater entging nichts.

In einem Tuch verwahrte er kostbare Scherben aus grünem Glas, die er nur selten hervorholte, behutsam, damit sie nicht zerbrachen. Zusammen mit dem Beutel voll hölzerner Tiere und seinem Werkzeug hatten sie uns auf allen Reisen begleitet,